Reinhold Stecher

Heiter-besinnlich rund um den Krummstab

TYROLIA

Reinhold Stecher

Heiter-besinnlich rund um den Krummstab

Mit 13 Illustrationen des Autors

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Kleine Erinnerungen, als leichtere Kost
gewidmet meinen Mitbrüdern und Schwestern im geistlichen Stand, sowie all den vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Pfarreien, Organisationen, Schulen und Ämtern der Diözese Innsbruck

Mitglied der Verlagsgruppe „engagement“

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

11. Auflage 2013
© Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck
Umschlaggestaltung und Layout: Tyrolia-Verlag, Innsbruck
Druck und Bindung: Moravia Books (CZ)
ISBN 978-3-7022-1802-7
E-Mail: buchverlag@tyrolia.at
Internet: www.tyrolia-verlag.at

Inhalt

7 Die Geiß
17 Seesturm unter der Wildspitze
24 Skandal im Bus
30 Die volle Hütt'n
37 Das Loch in der Hose
42 Familiengottesdienst
49 Mordplan im ewigen Eis
55 Keine Krippe für die Katz
61 Die Flasche, die Rose und der Brief
69 Auerhahn und Playboy
75 Kartenspiel am Silvesterabend
82 Die Oldtimer-Rallye
94 Die längste und die kürzeste Predigt

Die Geiß

Johannes XXIII., der fröhlichste Papst des 20. Jahrhunderts, soll einmal einem Bischof, der vor ihm über die großen Schwierigkeiten seines Amtes und der Macht des Zeitgeistes klagte, erzählt haben, ihm, dem Papst, habe einmal geträumt, dass er mit ähnlichen Problemen beladen vor dem Herrn stand. Dieser aber habe ihm nur gesagt: „Johannes, nimm dich nicht so wichtig ...“

Es ist eine alte Weisheit, dass Gott auf krummen Zeilen gerade schreibt. Die krummen Zeilen sind die vielen undurchsichtigen Passagen und Ungereimtheiten unseres Lebens, das Dunkle und Rätselhafte, das unser fragendes Herz auf die Warteliste setzt und zunächst einmal die Auskunft verweigert.

Manchmal macht Gott aber in die krummen Zeilen, auf denen er gerade schreibt, einen kleinen,

lustigen Schnörkel. Da sind skurrile Ereignisse, Begebenheiten oder Einfälle am Rande des Alltags, die aber, hintennach und auf Distanz betrachtet, auch Bedenkenswertes bergen und über den Unterhaltungswert hinaus ein Quäntchen Weisheit beisteuern können.

Dieses Büchlein befasst sich mit solchen Winzigkeiten. Da die Mutter Kirche auf ihrem Weg durch unsere Zeit mit Problemen so schwer belastet ist wie eine Hausfrau auf der Rückkehr vom Einkaufszentrum, wurde der Wunsch geäußert, auch einmal das Unbedeutend-Kleine am Rande festzuhalten, etwa so, wie besagte Hausfrau ja auch hie und da zu den lebenswichtigen Dingen ein kleines lustiges Geschenk für die Kinder ins Netz steckt, das zwar keinen großen Wert hat, aber doch beweist, dass das Leben mehr ist als ein beständiger Kampf mit Notwendigkeiten und Problemen.

Natürlich muss ich eines in aller Klarheit festhalten: Auch wenn diese unbedeutende Veröffentlichung von einem Bischof geschrieben und gezeichnet ist, entbehrt dieses Büchlein jeder lehramtlichen Wucht und jedes künstlerischen Anspruchs. Vielleicht ist es nur ein kleiner Dank für die oben genannten lustigen Schnörkel, die Gott

in seine Zeilen setzt und mit denen er hie und da andeutet, dass sein Walten nicht von jener finster drohenden Verbissenheit gekennzeichnet ist, die ihm manche Eiferer unterjubeln.

„Der in den Himmeln wohnt, lacht ...“, so steht es im Psalm (2, 4). Es ist wohl nicht das dröhnende Gelächter des Überlegenen, sondern das leise Lächeln einer Liebe, die aus der Unendlichkeit kommt ...

Und damit komme ich zu jener Geiß, die an einem wunderschönen Sommernachmittag auf 2500 Meter Höhe sich in höchst destruktiver Weise in den geordneten Ablauf des bischöflichen Lehramtes und der kirchlichen Verkündigung eingeschaltet hat.

Es war eine Stunde vollkommener Harmonie. Ich liege auf meinem Lieblingsplatz hundert Meter über der Schutzhütte. Vor mir schimmert der Eisbruch im Licht des Spätnachmittags, und wenn ich meine Augen über die Türme, Stufen und Eisrinnen hinaufwandern lasse, landen sie ganz oben beim Firngrat, auf dem uns heute nach einem Mondnachtaufstieg die Morgensonne erreicht hat. Es mag zwar kindisch sein, aber man schaut Berge, die man gerade hinter sich ge-

bracht hat, besonders gerne und mit einem heimlich triumphalen Gefühl an.

Wir sind mit unseren vier Seilschaften eben zurückgekehrt, haben ein gutes Essen hinter uns – unsere Wirtin ist nämlich eine Perle –, und die jungen Leute des Alpinkurses liegen auf der Wiese rund um die Hütte. Die gesunde Müdigkeit, der nicht unberechtigte Leistungsstolz, die schwellende Lebensfreude und die wohlige Sattheit verbinden sich zu einer seltenen Mischung von Hochgefühl.

Bei mir ist dieses Gefühl verstärkt.

Ich habe noch einen anderen Dreitausender hinter mir. Eben habe ich nach wochenlangem Mühen die letzte von neun Ansprachen vollendet, die für ein anspruchsvolles Publikum gedacht sind und deshalb wie eine Zentnerlast auf den hundert Verpflichtungen des ausgehenden Arbeitsjahres vor den Ferien gelegen sind.

Und jetzt ist es geschafft. Das letzte „Amen“ setze ich mit einem beinahe barock-beschwingten Schriftzug hin, lege den Stoß mit den neun Manuskripten hinter mich, dazu ein kleines Italienischbuch, in dem ich noch zu studieren gedenke, strecke mich aus, schaue in die ziehenden Sommerwolken, höre das Rauschen der Glet-

scherbäche rechts und links unter mir, lasse mich von der seltenen Erfahrung eines völlig programmlosen Daseins einlullen und entschlummere sanft ...

Plötzlich werde ich wach. In den traumlosglücklichen Schlaf ist ein Rascheln gedrungen!

Ich richte mich jäh auf und erstarre: Hinter mir steht eine Geiß, und aus ihrem Maul hängen gerade noch die letzten Fetzen meiner neun handschriftlichen Ansprachen. Die Hälfte des Italienischbüchleins hat sie als Vorspeise gefressen, beim Hauptgang ist sie dann offenkundig auf die Theologie übergewechselt.

Ich springe auf wie ein Wilder! Meine Predigten! Sieben Wochen Arbeit! Die Lesefrüchte und Zitate, die lange abgewogenen Formulierungen – alles dahin. Von Handgeschriebenem hat man keine Durchschläge! Hand aufs Herz – ich liebe Tiere. Aber vor den Zügen dieses boshaften Mistviehs erreicht diese Liebe ihre Grenzen. Die Geiß hat schon kapiert, dass das sprachwissenschaftlich-theologische Menü zu Ende ist. In weiten Sprüngen bringt sie sich im unwegsamen Gelände in Sicherheit und lässt mich in ohnmächtigem Zorn zurück.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Die jungen Leute meines Alpinkurses halten sich den Bauch vor Lachen, wie sie mein verstörtes Aussehen beobachten und von der Geschichte erfahren.

„Eben habe ich die Geiß meckern gehört – sie macht das schon bedeutend frömmer ...“

„Und dabei hat sie noch so einen feinen toskanischen Akzent – klassisches Italienisch!“

„Es handelt sich zweifellos um die Geiß mit dem höchsten theologischen Niveau in Tirol!“

„Es ist ernstlich zu überlegen, wie man ein derartiges Bildungsniveau im kirchlichen Sinn einsetzen könnte, zumal es sich hier um Bereiche handelt, die bis jetzt wenig religiöses Interesse gezeigt haben ...“

Meine Wut sitzt tief, genährt vom Ärger, die ganze Arbeit von vorne beginnen zu müssen. Vierundzwanzig Stunden später gehe ich wieder zu meinem Stammplatz hinauf, mit einem neuen Stoß Konzeptpapier. Die Geiß treibt sich schon wieder herum, aber bei meinem Anblick nimmt sie Reißaus. Ein paar frische Visitenkarten lässt sie im Gras zurück. Bei diesem Anblick muss sich der Frust intensivieren. Das ist also alles, was von

meinem Hirtenwort übrigbleibt! Hat schon jemals ein Diener des Wortes eine despektierlichere Verwandlung seiner Botschaft erlebt?

Aber eingedenk einer gewissen aszetischen Schulung und inspiriert von zeitgenössischen Bewegungen über das positive Denken versuche ich, das Ereignis meditativ in den Griff zu bekommen.

Mit dem Psalmwort „Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf" kann ich in diesem Fall nichts anfangen, denn mir hat er's im Schlaf genommen. Da könnte ich schon eher auf Job 27, 19 zurückgreifen, wo es heißt: „Reich legt er sich schlafen ... Macht er die Augen auf, ist nichts mehr da."

Vielleicht könnte man sich mit dem Gedanken trösten, es sei doch erhebend zu wissen, dass irgendjemand unsere Predigt zum Fressen gern hat. Angesichts einer Gesamtbilanz unserer Kanzelkünste scheint dies in der katholischen Kirche eher eine seltene Reaktion zu sein. Eine Reduktion des Hustens und Räusperns, eine gewisse Aufmerksamkeit, ein Hauch von Betroffenheit oder eine wohlgefällige Zustimmung sind im Allgemeinen das höchste der Gefühle, das wir erwarten können. Mit heiliger Ekstase stürzt man sich nicht auf unsere Vorbereitungen. Und manchmal – wer

weiß – auch wenn die Worte aus hochgeweihtem Munde kommen, könnte es sein, dass der eine oder andere kritische Christ unsere gedanklichen Höhenflüge und ermüdenden Appelle eher als Geißfutter einstuft – wer weiß?

Andererseits, wenn ich dem betrüblichen Weg nachsinne, den meine Predigtkonzepte durch den Verdauungstrakt der Geiß genommen haben und der im Endeffekt vielleicht nur den Erfolg hat, dass im nächsten Jahr der Enzian an dieser Stelle etwas fetter blüht – ist es nicht so, dass unsere gutgemeinten, aber weniger gut gelungenen Bemühungen hie und da, nach vielen Umwegen, die noch komplizierter sind als die erwähnten biologischen, später etwas zum Blühen bringen? Aber wir sind natürlich als Kinder unserer Zeit und der „Erfolgsgeneration“ so getrimmt, dass wir in unseren pastoralen Bemühungen auch den Erfolg von heute höher schätzen als den Enzian im kommenden Jahr.

Höchstwahrscheinlich liegt der tiefere Sinn solcher und ähnlicher Frustrationen im Gottesreich in der Linie der eingangs zitierten Anekdote von Johannes XXIII., dass man nämlich sich und seine Aktivitäten im Reich Gottes nicht *zu* ernst nehmen soll. Mir hat der Herr keinen erbaulichen

Traum geschickt, sondern nur eine höchst reale, gefräßige, impertinente Geiß. Aber wenn man's recht bedenkt, kommt es auf die gleiche Botschaft hinaus: Nimm dich und deine Produkte nicht so wichtig ...

Allerdings – ein Stachel bleibt. Ich versuche mein Hirtenamt im Land im Gebirge ernst zu nehmen. Aber von Geißen will ich nicht viel wissen, und sollte ich noch einmal auf einsamen Höhen zu schreiben beginnen, werde ich mich zuerst genau umschauen.

Seesturm unter der Wildspitze

Aus einer Reflexion über die Kindererzählung im Religionsunterricht und über die Spontaneität der Kindersprache – gehalten vor geistlichen Mitbrüdern

Das folgende Erlebnis hatte einer von uns in der Bergschule eines Hochtals, in dem trotz aller Einbrüche der modernen Zeit und des Tourismus die Kinder immer noch in ihrer Sprache etwas Eckig-Uriges bewahrt haben.

Die Geschichte mit dem Seesturm war aus dem kleinen Arnold nur schwer herauszubringen, und mehr als einen Satz spendierte er grundsätzlich nicht, der Arnold.

„Also, wie ist das mit dem Sturm auf dem See gewesen?“

„Da sind sie ins Schiffl gestiegen ...“

„Wer denn?“

„Der Jesus und die Apostel!“

„Und was war dann?“

„Dann hat sich der Jesus hinten hinglegt zum Schlafen ...“
„Und dann?“
„Dann ist der Wind kommen!“
„Und weiter?“
„Dann sind die Wellen kommen!“
„Ja, und?“
„Dann sind die Wellen immer höher kommen!“
„Und was war weiter, red ein bissl, Arnold ...“
„Dann sind die Wellen ins Schiffl geplatscht!“
„Und dann?“
„Dann haben sie Angst g’habt und haben den Jesus geweckt!“
„Und was hat dann Jesus gesagt?“ „Dann hat der Jesus gesagt: Ihr seid’s Scheißer!“

Haltet bitte nicht entsetzt den Atem an, liebe Mitbrüder – es war keine Spur von Blasphemie dabei. Die Kinder haben dabei keine Miene verzogen. Dies war die Sprache ihres Alltags, und sie war unmissverständlich. Es handelte sich um einen durchaus adäquaten Ausdruck für je-

nen seelischen Zustand der Jünger, den wir seit urdenklichen Zeiten mit dem papierenen Wort „Kleingläubige“ zu bezeichnen pflegen. Wenn wir diesen Ausdruck je gegenüber einem Menschen von heute gebrauchen wollten, würde er uns nur verständnislos anschauen ...

Die Kinder unter der Wildspitze sind mit den Wellen vertraut. Natürlich nicht mit den Wellen auf See und Meer, wohl aber mit den Geländewellen der Steilabfahrt. Und diese können ja auch zum Fürchten sein. Dazu muss man nur so wie ich erleben, wie es zugeht, wenn eine Schulklasse besagter Bergschule am Nachmittag Schifahren hat, wie die Neun- und Zehnjährigen sich zunächst brav und diszipliniert um den Herrn Lehrer versammeln und dieser dann das Zeichen zum Start gibt.

Hast du nicht gesehen – weg sind sie! Einige fangen gleich mit Schlittschuhschritten wie die großen Abfahrtskanonen an, der Schnee stäubt auf, unter Helmen und Kappen wirbeln ein paar blonde und schwarze Zöpfchen mit bunten Maschen hervor, und schon biegt die Bande über die Kante in den Steilhang ein, natürlich dort, wo die schwarzen Schilder die schwierige Abfahrt ankündigen. Hemmungslos geht’s hinunter.